

Stichproben. Wiener Zeitschrift für kritische Afrikastudien/
Vienna Journal of African Studies No. 33/2017, Vol. 17, 134-141. Doi: 10.25365/phaidra.263_08

FAUVELLE, François-Xavier. 2017. Das goldene Rhinoceros: Afrika im Mittelalter. München: C.H. Beck. 320 Seiten, 47 Abbildungen, 3 Karten. ISBN 978-3-406-71379-8

rezensiert von

Arno Sonderegger, Universität Wien

Hier handelt es sich um die Übersetzung eines Buchs, das 2013 mit dem Großen Preis des seit 1998 jährlich stattfindenden Geschichtsfestivals von Blois ausgezeichnet wurde. Diesem Erfolg und der Förderung durch das *Centre National du Livre*, so ist anzunehmen, verdankt sich die vorliegende Übersetzung ins Deutsche. Der Buchtitel bezieht sich auf ein archäologisches Artefakt, ein kleines, etwa handgroßes goldgefertigtes Nashorn, das 1932 in Mapungubwe im südlichen Afrika aufgefunden wurde; der Buchumschlag reproduziert es auffällig auf dunkelgrünem

Hintergrund. Fest gebunden, mit zahlreichen Farbabbildungen versehen und auf dickem, glattem Papier gedruckt, ist *Das goldene Rhinoceros* alles andere als eine billige Angelegenheit. Optisch ansprechend, lädt es zur Lektüre ein.

Das Buch war 2013 unter fast gleichlautendem Titel in Frankreich veröffentlicht worden: *Le Rhinocéros d`or. Histoires du Moyen Âge africain*. Der kleine Unterschied im Untertitel ist freilich bezeichnend, der Hinweis auf die „Geschichten“, der in der übersetzten Version unterschlagen wird, ist wesentlich. Fauvelle schreibt nämlich nicht wirklich eine Geschichte Afrikas vom 8. bis 15. Jahrhundert, sondern er erzählt – bruchstückhaft und in Sprüngen, in 34 kurzen Kapiteln – diverse Episoden aus der afrikanischen Geschichte, wobei er verschiedenen Aspekten rund um die historische Afrikaforschung Platz einräumt. Fauvelle erzählt seine Geschichten insbesondere im Rückgriff auf archäologische Erkenntnisse und schriftliche Quellen, besonders arabische; Spuren aus der Ethnologie und *Oral History* kommen hingegen nur sehr selten zur Sprache (einmal etwa auf S.148f.). Im Sinne solcher Geschichten und Episoden enthält das Buch durchaus interessante Inhalte, ein Gesamtbild von „Afrika im Mittelalter“, wie es der deutsche – und schon der originale französische – Untertitel nahelegen, entsteht auf diese Weise freilich nicht. Und das nicht nur wegen der konzeptuellen Fragwürdigkeit eines »afrikanischen Mittelalters«.

Fauvelle schürt die falsche Erwartungshaltung, er lege eine Geschichte Afrikas vor, wenn auch indirekt, durch seine Behauptung, dass eine weniger fragmentierte Darstellung „unmöglich“ sei: „Wenn dieses Buch sich dem Leser als eine Zusammenstellung nacheinander in Schlaglichtern aufscheinender Bruchstücke präsentiert,“ schreibt er: „dann deshalb, weil wir das Mosaikfenster dem großen narrativen Fresko vorgezogen haben, das nur den Anschein einer wissenschaftlichen Vorlesung erweckt hätte. Ein solcher akademischer Diskurs über das Alte Afrika aber ist unmöglich, denn die Quellen schweigen beharrlich über ganze Gebiete der Wirklichkeit [...]“ (S.18)

Dieser trügerische Eindruck entspringt maßgeblich dem engen Quellenverständnis von Fauvelle, der nur materialisierte Überreste als Spuren in die Vergangenheit akzeptiert – also archäologische Quellen einerseits, schriftliche andererseits (S.15ff.). Mündliche Überlieferungen zählen für ihn ebenso wenig als nützliche Quellen wie die Rekonstruktionsmethoden der vergleichenden historischen

Sprachwissenschaft oder das vergleichende Verfahren, das insbesondere über ethnologische Feldforschungen in die historische Afrikaforschung Eingang gefunden hat. Fauvelles Buch ist in dieser Hinsicht durchwegs altmodisch und, gemessen an der unberücksichtigten reichen afrikahistorischen Literatur, in der linguistische und ethnologische Spuren aufgegriffen sowie mündliche Überlieferungen kritischer Prüfung unterworfen wurden, hat es ein revisionistisches Gepräge.

Fragwürdig ist auch die konzeptuelle Rahmung, die Fauvelle seinen 34 Geschichten gibt: die Rede vom »afrikanische Mittelalter«. Die Innenklappe des Umschlags spricht von Fauvelles „Spritztour durch das afrikanische »Mittelalter«, die Rückseite verspricht „eine außergewöhnliche Reise“. Fauvelle selbst verspricht ebenfalls „eine Reise durch mehrere Jahrhunderte“ (S.13), genauer: „Acht Jahrhunderte: fast ein Jahrtausend“ (S.14). Auf eine präzise Zeitangabe der Epochengrenzen, die Fauvelle im Sinn hat, muss der Leser noch etliche weitere Seiten lang warten. Dann datiert er sie „vom 8. bis zum 15. Jahrhundert“ (S.22) und setzt für diese Zeitspanne den Begriff „das mittelalterliche Afrika“ (S.22).

Er knüpft mit dieser Bezeichnung direkt an einen der Pioniere der französischen prähistorischen Forschung an, Raymond Mauny (1912-1994). Mauny, Professor für ältere afrikanische Geschichte an der Sorbonne von 1962 bis 1977, ist übrigens neben Théodore Monod (1902-2000) der einzige Afrikaforscher, den Fauvelle in seiner Einleitung namentlich erwähnt, die unter der Überschrift „Afrika im Mittelalter: Die wiedergefundene Zeit“ steht (S.13-30). Insofern spielt er, nicht gerade bescheiden, auf einen der großen Erzähler der französischen Literatur an, auf Marcel Proust (1871-1921), *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*. Mauny und Monod haben offensichtlich Eindruck auf ihn gemacht, doch eine kritische Haltung gegenüber den kolonialen Umständen, unter denen die beiden wirkten, entwickelt Fauvelle nicht.¹ Vielmehr bedient er sich wie selbstverständlich des eurozentrischen Begriffs des Mittelalters als Ordnungsmodell und rahmt seine Erzählungen, wie in der guten alten Zeit, durch den Bezug auf die Triade *Alttertum – Mittelalter – Neuzeit*.

Eine solche Perspektive lag für Afrikaenthusiasten wie Monod und Mauny noch nahe. Denn beide arbeiteten am kolonialen *Institut français d’Afrique noire* in Dakar (der eine seit der Gründung 1936 bis zur Auflösung 1960, der andere nach dem Krieg seit 1949, nachdem er bereits 1937 in die Kolonialadministration des senegalesischen Generalgouvernats eingetreten

war), und dies zu einer Zeit, als die Historiographie in Frankreich eine Revolution erlebte: nämlich die Rehabilitierung des Mittelalters und die Durchsetzung einer neuen Dominanz der Mediävistik im Fach Geschichte (man denke an Marc Bloch, Georges Duby oder Jacques Le Goff). Darum war es für Mauny und Monod attraktiv, Afrika in dieser Weise als »mittelalterlich« aufzufassen und in das dominierende europäische Geschichtsmodell einzuschreiben – ein Afrika, noch nicht modern, aber am Sprung dazu. Doch kann man dieselbe Auffassung jüngeren Experten zubilligen?

In Zurückweisung klischeehafter statischer Afrikabilder tut Fauvelle seine Absicht kund, „ein Afrika in der Geschichte“ (S.13) darzustellen, also ein dynamisches, ein historisches Afrika. Dieses historische Afrika will er zu recht unterschieden haben „von dem Bild eines »ewigen« Afrika, des Afrika der »Stämme«, des Afrika als Spiegel der Ursprünge des Menschen“ (S.13). Doch fällt er sofort in andere eurozentrische Klischees zurück, die der Geschichtswissenschaft eigen sind, zuvörderst das eurozentrische Ordnungsmodell *Altertum – Mittelalter – Neuzeit*. Das historische Afrika besteht ihm zufolge nämlich aus drei Teilen:

- (1) Auf der einen Seite das „antike Afrika“, „die afrikanischen Zivilisationen der Antike: das pharaonische Ägypten, das meroitische Nubien, das punische oder römische Afrika, Aksum in Äthiopien“ (S.14).
- (2) Auf der anderen Seite das „moderne Afrika“, „die Zeit, als der afrikanische Kontinent, mit Gewalt an das Schicksal der europäischen Mächte gekoppelt [...] wurde [...]; als er den Sklavenhandel erlitt, die Kolonisation und schließlich vor den gewaltigen Umbrüchen der Gegenwart stand.“ (S.14)
- (3) Dazwischen nun schreibt Fauvelle sein »afrikanisches Mittelalter« ein. Zwei Epochen seien relativ wohlbekannt – er schreibt von zwei „uns vergleichsweise besser vertrauten Afrikas“ (S.14), das Altertum/die Antike, die Neuzeit/die Moderne –, während das »mittelalterliche Afrika« Gegenstand seines Buches ist.

In der historischen Afrikaforschung spielt der Begriff »afrikanisches Mittelalter« mit gutem Grund so gut wie keine Rolle. Zunächst ist »Mittelalter« ein Begriff, der sich einer spezifischen christlichen Vorstellung verdankt, der Heiligen Dreifaltigkeit; man kann ihn bis auf den Chiliasmus aus dem 12. Jahrhundert zurückführen. Damals übertrug Joachim von Fiore

die christliche Trinitätsvorstellung auf die Geschichte, indem er die drei Zeiten des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes als Phasen des historischen Zeitablaufs postulierte. Schon diese christliche Version lädt zu einer teleologischen Geschichtsauffassung ein, zielgerichtet in ihrer Entwicklung, egal wie sprunghaft in ihrem Ablauf, und einsichtig jenen, denen die Offenbarung zu Teil wurde.

Sodann ist er ein Epochenbegriff, der als solcher in Anschlag auf die europäische Geschichte geprägt wurde, um die Gegenwart an eine weit zurückliegende Vergangenheit anzuknüpfen. Die Wiederaneignung von Ideenbeständen aus den vergangenen hellenisch-römischen Welten, die von den klösterlichen Humanisten des 13., 14. und 15. Jahrhunderts durch ihre Übersetzungsarbeit betrieben wurde, ging vor dem Hintergrund einer Unzufriedenheit mit der Gegenwart vor sich, und sie ging mit ihrer Abwertung einher: Das Altertum glänzte, die Gegenwart war trübe und dunkel (»*the dark ages*«, wie das Mittelalter im Englischen heißt), die Zukunft musste rosiger werden. Als griffige Formel in erinnerungspolitischen Akten ist das Mittelalter also auch ein expliziter Kampfbegriff, kein reiner und unschuldiger Ordnungsbegriff der europäischen Geschichte.

Schließlich wurde die Triade *Altertum – Mittelalter – Neuzeit* seit etwa 1500 – also im Zeitalter von Renaissance und Reformation, aber auch von europäischer Kolonialexpansion und imperialer Ausdehnung – zur beliebten Schablone unter Historikern, um die Welt einer zeitlich linearen Ordnung zu unterwerfen, in der die Gegenwart (und der eigene Ort darin) den vorläufigen End- und Höhepunkt der Geschichte markierten. Ist der Begriff »Mittelalter« als Bezeichnung einer Epoche darum schon für europäische Verhältnisse problematisch,² so zieht seine Übertragung auf andere Weltregionen noch ganz andere Schwierigkeiten nach sich. Dass diese Übertragung in der eurozentrischen kolonialen Afrikaforschung recht gedankenlos getätigt wurde, hat die meisten postkolonialen Afrikahistoriker davon Abstand nehmen lassen. Die meisten Bücher zur Geschichte Afrikas (inklusive der frankophonen), die seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts geschrieben wurden, strukturieren ihr Material – und ihre Epochen – glücklicherweise ohne einen solchen Bezug herzustellen.

Fauvelle zeigt sich alldem gegenüber merkwürdig blind und behauptet einfach, dass „es ein afrikanisches Mittelalter gibt“ (S.22). Er führt drei

Gründe ins Treffen, die in nachfolgender Reihe von ihm jeweils stärker gewichtet werden:

- (1) Es gebe ein »afrikanisches Mittelalter« „wegen seiner eigentlich eher zufälligen Gleichzeitigkeit mit dem europäischen Mittelalter“ (S.22, wo er sehr großzügig mit der Zeit umgeht: 6. bis 15. Jahrhundert in Europa, 8. bis 15. Jahrhundert in Afrika);
- (2) Und es gebe ein »afrikanisches Mittelalter« „wegen seiner dokumentarischen Charakteristika, die nur den Historiker interessieren“ (S.22, womit er die aufgrund arabischer Überlieferungen nunmehr vorhandenen schriftlichen Quellen und reichhaltigere materielle Überreste meint; man beachte auch die Arroganz des Fachhistorikers gegenüber seinem Lesepublikum, dem entweder kein Interesse an Quellenfragen zugebilligt oder aber nicht zugestanden wird, darüber befinden zu können);
- (3) Schließlich gebe es ein »afrikanisches Mittelalter« „auf Grund seiner Verknüpfung und seines zeitlichen Zusammentreffens mit Entwicklungen, die weite Teile der alten Welt betreffen“ (wobei er in erster Linie an den Aufstieg und die Verbreitung des Islam denkt und den „»Anschluss« Afrikas“ [S.25] in einem „umfangreichen »globalen« System“ [S.26] des Handels).

Keiner dieser Punkte taugt als plausible Begründung dafür, wieso man diese Phase vom 8. bis 15. Jahrhundert sinnvoll als eine mittlere, »mittelalterliche« bezeichnen sollte. Ihr zudem das Attribut »afrikanisch« zuzugesellen und vom „afrikanischen Mittelalter“ zu fabulieren, wird noch unplausibler dadurch, dass Fauvelle nur einige Räume des Kontinents betrachtet, die, wie er schreibt, „in Form einer weiten Sichel“ (S.22) auf der Karte angeordnet sind: vom Atlantik via Sahara und Sahel zum Roten Meer, vom Horn von Afrika der Küste entlang ins südliche Afrika. Anders gesagt: Riesige Räume Afrikas bleiben ausgespart. Sind sie nicht Teil der Geschichte dieser Zeitspanne?

Der Verlag verspricht auf der Rückseite des Schutzumschlags ein „wunderbar geschriebene[s] Buch“. Man ist gewohnt, dass Werbeverlautbarungen frei in ihrem Umgang mit der Wahrheit sind, und Geschmäcker sind bekanntlich verschieden, doch ganz unkommentiert kann ich das nicht stehen lassen. Wunderbar geschrieben? – Das Buch strotzt nur so von unklaren, blumigen und nebulösen Formulierungen,

deren Sinn dunkel bleibt bzw. nur zu erahnen ist. Es ist ausschweifend im Ton, gelegentlich geschwätzig. Es ist vereinnahmend in seiner Diktion, die immer wieder den *pluralis majestatis* bemüht, und es zielt auch auf Vereinnahmung. Fauvelles Art, rhetorische Fragen in den Raum zu stellen, die nur selten zur Aufhellung bestimmter Sachverhalte beitragen, und anachronistische, manchmal kontrafaktische Überlegungen einzuflechten, dienen dazu, die Leserschaft einzuwickeln, indem er sie zu Teilhabern an einem nicht ganz durchschaubaren Geheimnis macht. Der Name dieses Geheimnisses? – Der lautet das mittelalterliche Afrika, ganz ohne Anführungszeichen.

Das »mittelalterliche Afrika« seien „die »dunklen Jahrhunderte« Afrikas“, „spärlich und vage [...] dokumentiert“, es sind für Fauvelle aber auch „goldene Jahrhunderte“ (S.14), exotisch und geheimnisumwittert, weil „das Afrika dieser Zwischenära mächtige und blühende politische Gebilde kannte und aktiv an den großen Strömen interkontinentalen Austauschs teilnahm, die Menschen, Güter und religiöse Anschauungen beförderten.“ (S.14-15). Wie die Sprache, so der Geist. Fauvelles Buch schwelgt im Exotismus. Er inszeniert das kulturell Andere Afrikas und das Different, das sich aus dem zeitlichen Abstand zwischen Gegenwart und Vergangenheit ergibt, in schwärmerischen Eskapaden. Das ist der Ton, wenn nicht der Stoff, aus dem Legenden gestrickt werden. Um es klipp und klar zu sagen: Das Bild dieses »mittelalterlichen Afrikas«, das auf diese Weise entsteht, ist ein Trugbild.

Trotz der verunglückten Rahmung und mitunter zweifelhafter Ausdeutungen durch den Autor sind die in den Kurzkapiteln erzählten Historien gut gewählt und vermitteln unterhaltsame Einblicke in afrikanische Vergangenheiten, gelegentlich auch anregende Überlegungen. Der detaillierte Anmerkungsteil (S.275-307), in dem Fauvelle die von ihm konsultierte Literatur anführt und knapp kommentiert – afrikanische Historiker und Autoren sind hier bezeichnenderweise kaum vermerkt –, ist gewinnbringend zu lesen und durchaus aufschlussreich: Er beweist, dass Exotismus und Gelehrsamkeit einander nicht ausschließen müssen.

In Teilen unterhaltsam, überwiegt jedoch das Ärgernis über die Selbstverständlichkeit, mit der sich Fauvelle Afrika eurozentrisch annähert und aneignet. Ein Buch, das zur Lektüre empfohlen werden kann, ist es darum – seiner Preiskrönung in Frankreich zu trotz – leider nicht.

Anmerkungen:

¹ Roderick McIntosh bezeichnet Mauny zurecht umstandslos als “colonial personality”, ehe er ihn (ebenfalls zurecht) folgendermaßen würdigt: “a truly admirable prehistorian and polymath, a larger-than-life personality, Raymond Mauny. Unsung champion of the richness of the Western Sudanese past, Mauny was an administrator-turned-archaeologist-linguist-historian-historical architect-preserved of cultural heritage. [...] Every prehistorian’s vision of the past is viewed through a particular lens. Mauny’s lens was clouded by the prejudices and Eurocentric conceits of his times [...]. But he was avidly curious, visiting and sometimes excavating into as many kinds of sites throughout francophone Western Africa as he could.” (Roderick J. McIntosh: *Ancient Middle Niger: Urbanism and the Self-Organizing Landscape*. Cambridge et al.: Cambridge University Press, 2005, S.9) Von Basil Davidson stammt eine frühe Einschätzung Monods, in der er ihn als kolonialen Forscher, Abenteurer-Reisenden und Schriftsteller würdigt: „For long the director and guiding spirit of the Institut Français d’Afrique Noire at Dakar, Professor Théodore Monod is one of the most eminent scholars that France has given to the Continent. Pioneer of Saharan exploration, he traversed the daunting sands of the inner desert in days when motor transport was still a rarity. His brief and modest memoirs are a delight to read.” (Basil Davidson: *The African Past: Chronicles from Antiquity to Modern Times*. Boston, Toronto: Little Brown and Company/ Atlantic Monthly Press, 1964, S.367)

² Zur Problematisierung des »Mittelalters« lohnt es Jacques Le Goff zu lesen, besonders sein *À la recherche du moyen âge* (Jacques Le Goff: *Auf der Suche nach dem Mittelalter: Ein Gespräch*. München: C.H. Beck, 2004).